

Besprechungen = Comptes rendus

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse**

Band (Jahr): **9 (1929)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Besprechungen — Comptes rendus.

Het Problem der Renaissance. Aufsatz im Sammelbande: Tien Studien von J. Huizinga. Haarlem 1926, Tjeenk Willink & Zoon.

Im Jahre 1926 veröffentlichte J. Huizinga unter dem Titel «Zehn Studien» den Sammelband, worin sich auch ein Aufsatz über «Das Problem der Renaissance» befindet.

In überaus feinsinniger Weise ist da dargelegt, wie vor allem schon fraglicher Begriff von den Trägern jener Bewegung, die des frohen Gefühles lebten, daß in ihrer Zeit und durch ihre Arbeit die Kultur neu erstehe, von jenen Menschen also über Bayle, Voltaire und Michelet hin bis zu Burckhardt, Sabatier und Carl Neumann einer bedeutsamen Wandlung insofern unterlag, als er heute dem Inhalte nach ein Werturteil darstellt, womit alles bedacht wird, was mit unsern Anschauungen über des Lebens Positiva sich vereinbaren läßt. Und dennoch sollte man sich vornehmlich in historischem Diskurs streng davor hüten, einmal gewonnene Begriffe zu subjektiven Werturteilen werden zu lassen, — eine Gefahr, die bekanntlich reichlich groß ist. Sprach man nicht schon bald alles, was man im Mittelalter an frisch pulsierendem Leben fand, als beginnende Renaissance an, mit Dante begonnen und den Carmina Burana?

Seinem Inhalte nach nun zerfällt das Problem der Renaissance in eine Reihe von Einzelthemas, deren jedes vorerst einmal eine sorgfältige besondere Untersuchung verlangt, in der Art, wie sie Burckhardt etwa dem Spotte angedeihen ließ, — dies ist ein wesentlicher Grundgedanke Huizingas.

Und des weitern erscheint es notwendig, daß man genau feststelle, inwiefern mittelalterliche Kultur von der unsrigen verschieden sei, und dies nicht nur so im Bausch und Bogen, sondern ganz detailliert. In manchem denken wir alle noch genau gleich, und über anderes wenigstens viele unserer Zeitgenossen, vor allem Anhänger positiv-christlicher Bekenntnisse. So einfachhin von Kultur des Mittelalters als einer abgeschlossenen historischen Individualität zu sprechen, nachdem man alle integrierenden Erscheinungskomplexe in Beziehung zu einem einzigen Wertideal setzte und dann eine solche Darstellung als wissenschaftlich haltbar betrachtet, das geht nicht an, so wenig hier, als bei moderner Kultur und überall. Einzelne Grundzüge, wie sehr sie auch das Gesamtbild in seinem Charakter bestimmen mögen, machen dennoch nicht die ganze Kultur aus, sondern es tut not, daß man bis zur feinsten unserer Begriffsbildung

noch erfaßbaren Nuancierung und Differenz alle Erscheinungen auf ihre eigenen Agentien untersuche und sie so zum Bewußtsein bringe. Wann diese Vorarbeit geleistet ist, dann erst kann man sich fragen, wo nun die Veränderungen eintraten, die uns heute die Kultur von derjenigen des Mittelalters verschieden erscheinen lassen, und man wird feststellen, daß etliche schon früh in der Zeit vor Reformation und Renaissance sich begaben, andere während ebengenannter Perioden, und fast die meisten gar erst viel später. Nur auf diese sorgfältige Weise wird man dazu gelangen, die Bedeutung wahrzunehmen, welche für uns in der Erscheinung Renaissance liegt, nicht aber vermag uns solches Vorgehen ein zulängliches Bild dessen zu geben, was wir unter Kultur der Renaissance zu verstehen wünschten. Das ist eine Angelegenheit der Schau, und als solche unendlich wertvoll, — aber reinliche Scheidung zwischen Wissenschaft und dem, was auf sie aufbauend darüber hinausgeht, das tut uns heute mehr denn jemals bitter not.

Zürich.

Hohlenstein, phil.

ARTHUR STEIN, *Pestalozzi und die kantische Philosophie*. Tübingen 1927, J. C. B. Mohr.

Man hat oft behauptet, daß zwischen den Prinzipien der Pädagogik Pestalozzis und der kantischen Philosophie eine eigenartige Übereinstimmung bestehe, und hat verschiedene Erklärungen für diese Tatsache aufgestellt. Stein macht den Versuch, zu zeigen, daß Pestalozzi einen bedeutenden Einfluß von Seiten Kants erfahren hat, und nimmt an, daß die Ausbildung der « Methode », wie sie in Pestalozzis pädagogischem Hauptwerk « Wie Gertrud ihre Kinder lehrt » dargestellt wird, durch die kantische Philosophie wesentlich gefördert worden ist.

Man wird kaum sagen können, daß die Tatsachen, welche Stein anführt, hinreichen, um die von ihm vertretene Auffassung zu begründen; vielmehr gewinnt man im Laufe der Untersuchung den Eindruck, daß sich ein Einfluß Kants auf Pestalozzi nicht nachweisen läßt. Es mag zunächst verlockend erscheinen, anzunehmen, daß Pestalozzi durch den großen Philosophen, der sein Zeitgenosse war, beeinflußt worden sei; aber es wäre doch auch möglich, daß in Pestalozzis Pädagogik eine Philosophie zur Geltung komme, welche einer früheren Zeit, also der vorkantischen Periode, angehört; und die Tatsachen sprechen zu Gunsten dieser zweiten Annahme.

Zürich.

Karl Dürr.

Historische Belletristik. München u. Berlin 1928.

Unter diesem Titel und dem Untertitel « Ein kritischer Literaturbericht, herausgegeben von der Schriftleitung der Historischen Zeitschrift », werden eine Reihe von Kritiken aus der Feder bedeutender Vertreter der deutschen Geschichtswissenschaft zusammengefaßt. Kritisiert

werden die drei auch bei uns vielgelesenen Bücher Emil Ludwigs «Napoleon», «Bismarck, Geschichte eines Kämpfers», und «Wilhelm II.» und zwar «Napoleon» durch [Univ.-Prof. Dr.] Hch. [Ritter] von Srbik, «Bismarck» durch [Univ.-Prof. Dr.] Wilh. Mommsen, «Wilhelm II.» durch [den Geh. Regierungsrat Univ.-Prof. Dr.] Hans Delbrück. Srbik bespricht ferner das bei uns weniger bekannte Buch Werner Stegemanns «Napoleon oder Kniefall vor dem Heros», und desselben Verfassers «Fridericus oder das Königsopfer» (gemeint ist Friedrich der Große) wird von [Staatsarchivar Dr.] Ernst Posner vorgenommen. Die Besprechung von Paul Wieglers «Wilhelm I.» stammt von [Univ.-Prof. Dr. phil. et iur. h. c.] Fritz Hartung, und [Univ.-Prof. Dr.] Wilh. Schübler, der die Sammlung mit einer allgemeinen Einleitung beginnt, beschließt sie mit einer Kritik der «Hohenzollern» des auch bei uns gelesenen und aufgeführten Dichters Herbert Eulenberg.

Gemeinsam ist allen Besprechungen die Ablehnung dieser Belletristik, dieser «Tendenzromane», dieses bunten Gemischs «von pulpster politischer Tendenzmacherei, Feuilletonismus und bodenlosester Kritiklosigkeit» (Schübler); gemeinsam aber auch das Bekenntnis, daß diese Bücher sehr viel gelesen werden. Von Emil Ludwig sagt Mommsen z. B.: Es gibt manchen altpreußischen General, der ihn begeistert liest»; und Schübler erweitert dies in der Einleitung dahin: «Und alle diese Bücher werden nicht nur massenhaft gekauft, sondern auch gelesen. Alte Generäle am Stammtisch, Literaten im Café, Kränzchenfreundinnen jeden Alters, Geschäftsleute und Akademiker sind begeistert». Erklärt wird diese Beliebtheit von ihm, wie von Mommsen durch die Gewöhnung unserer Zeit an kinomäßiges Sehen, durch die Scheu vor anstrengender zeitraubender Lektüre, durch das Verlangen nach Erholung und Spannung. Vorgeworfen wird allen Verfassern Mangel an Akribie — dabei fehlt es aber auch in einzelnen Kritiken nicht an unvollständigen und irreführenden Zitaten —, Mangel an Quellenstudium, nicht genügendes Einordnen der einzelnen Persönlichkeit in die Zusammenhänge ihrer Zeit. Erwähnt wird stets die politische Tendenz der links stehenden Verfasser, doch behauptet, daß dies bei der Beurteilung keine Rolle spiele; dennoch hat man bei mehr als einer Bemerkung den Eindruck, daß dies eine Selbsttäuschung sei, und am Schluß wirbt Schübler ganz offen für eine geistige Reichte. Und wenn er in der Einleitung sagt: «Wir wollen hier nicht die alte und ewig neue Streitfrage nach dem Wissenschaftscharakter der Geschichte erörtern, nach der Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Objektivität», so wird eben diese Frage doch durch jede der Besprechungen, durch jedes der besprochenen Bücher immer wieder aufgeworfen. Wenn Schübler meint, die Lösung in der Formel gefunden zu haben: «Die Geschichte hat einen Doppelcharakter; sie ist Kunst, sofern sie es mit der Darstellung zu tun hat, sie ist Wissenschaft, soweit sie die Quellen behandelt», so ist diese Formel viel zu einfach, indem Quellenbehandlung und Quellenver-

wertung nicht so leicht von der « Darstellung » mit ihrer oft wesentlichen Gestaltung des Quellenstoffes zu trennen ist. Gerade bei den besprochenen Büchern, vorab denen Emil Ludwigs, liegt das « Blendende » nicht nur, wie verschiedene Kritiker hervorheben, in der Sprache, sondern ebenso sehr in der Art der Zusammenordnung, der Zusammenschau der Dinge und Geschehnisse. Der Kern der Frage liegt wohl darin, daß in dem Satz Srbiks « vielleicht darf ich Ludwig auf die alte Frage, ob die Geschichte Wissenschaft oder Kunst sei, und auf die hier und da doch verwirklichte Idealforderung hinweisen, sie als Wissenschaft und Kunst anzusehen und zu betreiben » der Ton auf das hier und da zu legen ist und daß, eben weil ein Miteinander Ideal ist, die Realität meist ein Nebeneinander aufweist einer mehr wissenschaftlich und einer mehr künstlerisch gerichteten Darstellung der Vergangenheit.

R ü s c h l i k o n b. Z ü r i c h.

E u g e n M ü l l e r.

GASTON CASTELLA, *Histoire de la Suisse*. Nouvelle édition, augmentée et complètement remaniée, de l'Histoire Suisse par L. Suter et G. Castella. Einsiedeln, 1928, Etablissements Benzinger & Cie. 512 pages, dont 56 de tables, 300 gravures, 8 cartes et une planche d'écussons en couleurs.

La Suisse romande n'est pas gâtée, du moins au point de vue du nombre, en fait de manuels d'histoire suisse: un pour le degré inférieur, un pour les classes supérieures de l'enseignement secondaire, et c'est tout; encore ce dernier, dont nous signalons la nouvelle édition, est-il essentiellement une adaptation à la Suisse française d'un manuel suisse allemand, la *Schweizer Geschichte* de M. Louis Suter. Heureusement que la qualité de ce volume, le seul dont nous nous occupions ici, dispense de regretter l'absence d'un choix plus varié; comme il s'agit cependant d'une édition remaniée d'un ouvrage déjà connu, je n'en indiquerai que les innovations.

Il faut tout d'abord se féliciter que la publication, par le même auteur, d'une *Histoire du Canton de Fribourg*, lui ait permis de faire disparaître ce que les précédentes éditions avaient de trop local, par la suppression de quelques chapitres destinés spécialement aux écoliers fribourgeois. En second lieu l'ouvrage a été mis au point sous divers rapports: l'exposé a été continué jusqu'à nos jours, en ce sens qu'un chapitre a été ajouté pour raconter les destinées de la Suisse pendant la guerre mondiale, et que le chapitre sur la neutralité suisse a été développé de façon à conduire de lecteur jusqu'à l'entrée de la Suisse dans la Société des Nations, et complété par deux textes diplomatiques s'y rapportant; la bibliographie a été enrichie, ce qui a en outre permis de supprimer les notes, intéressantes du reste mais d'un caractère un peu trop scientifique.

Quant aux illustrations, il n'y a pas eu, sauf erreur, de modification sensible; et sans doute faut-il le plus souvent s'en féliciter, vu

l'intelligence et la variété de leur choix. Comment cependant ne pas s'étonner que l'auteur n'ait pas profité de ce remaniement pour faire disparaître les cinq ou six vues qui ne sont que des fantaisies décoratives dénuées de toute valeur historique? Il faut en particulier dénoncer la prétendue « Bataille de Morgarten », aussi contraire à la réalité qu'à l'esthétique; une vue ou une carte du lieu présumé de cette bataille, comme en général de toutes les batailles, vaudrait mieux, au point de vue pédagogique, que les compositions modernes, sans intérêt aucun, destinées à les évoquer. En revanche huit cartes historiques en couleurs, très soignées, et accompagnées de commentaires détaillés améliorent sensiblement cet élément d'enseignement, trop sacrifié dans les précédentes éditions; dommage que cela ait obligé d'élever encore le prix du volume qui tend par là à perdre sa portée scolaire.

Ceux qui ne se laisseront pas arrêter par le prix auront dans ce livre, malgré son caractère de manuel, un exposé très complet et très clair de notre histoire politique, militaire, intellectuelle et économique.

La Clochette s. Lausanne.

D. Lasserre.

THEODOR PESTALOZZI, *Kulturgeschichte des Kantons Schaffhausen und seiner Nachbargebiete im Zusammenhang der allgemeinen Kulturgeschichte*. Im Auftrag der Lehrerkonferenz des Kantons Schaffhausen verfaßt. Aarau und Leipzig, Verlag von R. Sauerländer & Cie. I. Band 419 S., 1928. II. Band 446 S., 1929.

Der Verfasser hatte seinerzeit von der Lehrerkonferenz Schaffhausen den Auftrag erhalten, eine Kulturgeschichte des Kantons Schaffhausen zu schreiben unter steter Berücksichtigung der allgemeinen Zusammenhänge. Das Buch war gedacht als Vorbereitungsmittel für den Lehrer der Primar- und Mittelschulstufe, um ihm zu ermöglichen, den Unterricht lebhaft und anschaulich zu gestalten; es sollte also nicht in erster Linie ein wissenschaftliches, gelehrten Zwecken dienendes Werk geschrieben werden. Vielmehr ging die Absicht der Auftraggeber und des Verfassers dahin, eine möglichst lesbare Zusammenfassung der vielen zerstreuten Einzelbeiträge zur schaffhausischen Geschichte herauszugeben, immer in Berücksichtigung der Nachbargebiete und der allgemeinen Kulturgeschichte. Man mochte etwa an Andreas Heuslers kurze Zusammenfassung der Geschichte der Stadt Basel gedacht haben, die in einem der letzten Kriegsjahre erschienen ist. Nun ist aber aus der Arbeit Pestalozzis etwas anderes geworden, ein sehr eingehender Abriß der allgemeinen Kulturgeschichte mit Einflechtung der schaffhausischen Lokalgeschichte. Die beiden hier zur Besprechung stehenden Bände reichen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, indessen ein dritter Band dem 19. Jahrhundert gewidmet sein soll. Vor allem wird der dritte Band ein alphabetisches Register als unentbehrlichen Bestandteil des ganzen Werkes bringen, denn ohne Register ist die Lektüre einer derart umfangreichen Landesgeschichte außerordentlich erschwert. Die

beiden ersten Bände handeln über folgende Punkte: Urgeschichtliche Funde. — Im römischen Reichsverband. — Die alemannische Ansiedlung. — Die fränkische und deutsche Universalherrschaft in Aufstieg und Verfall. — Zersplitterung der öffentlichen Gewalt in der Feudalzeit: der Lehensstaat (Verfassungsgeschichte der Landschaft). — Die Kultur des Rittertums. — Entstehung eines Sammelpunktes zerstreuter Hoheitsrechte in dem städtischen Gemeinwesen Schaffhausen (städtische Verfassungsgeschichte). — Kriegs- und Bündnispolitik (Schaffhausen und die Eidgenossenschaft). — Die wehrhafte Stadt. — Territorialbildung. — Dorf- und Stadtwirtschaft. — Kirchliches Leben im Mittelalter. — Die Kunst der romanischen und gotischen Epoche. — Indifferenz und Opposition gegen die Kirche des ausgehenden Mittelalters (Renaissance, Reformation und Gegenreformation). — Der Staat in der Hochblüte des Absolutismus. — Emanzipation vom Kirchentum des 17. und 18. Jahrhunderts. — Die Kunst im Zeichen von Barock, Rokoko, Empire und Biedermeier. — Der erste Band bietet 23 Tafeln, der zweite deren 24. Drucktechnisch ist das Werk sehr gut ausgestattet. Besonders hervorzuheben ist die liberale Unterstützung, die der Verfasser für die Ausarbeitung seiner Darstellung bei der Erziehungsbehörde des Kantons Schaffhausen gefunden hat, die es ihm auch ermöglichte, in zahlreichen Wanderungen im oberschwäbischen Gebiet die nötige Anschauung zu gewinnen. Trotzdem wird der wissenschaftlich eingestellte Leser des Buches gewisse Bedenken in Bezug auf die Disposition des Ganzen nicht unterdrücken können. Dreierlei Ideen scheinen mir in dem Buche zum Ausdruck zu kommen: einmal der Gedanke an eine neueren Ansprüchen genügende Schaffhauser Kantonsgeschichte, sodann der Gedanke eines Vorbereitungsmittels für den Lehrer und den nach eigener Lektüre strebenden Schüler, und endlich drittens der Gedanke, einmal an einem Einzelbeispiel einer Landesgeschichte das Zusammenspiel der lokalen und der allgemeinen Geschichte zu zeigen. Um gleich an den letzten Punkt anzuknüpfen, so scheint mir hier eine gewisse Schwierigkeit vorzuliegen in dem Sinne, daß die Schaffhauser Ortsgeschichte verhältnismäßig wenig Züge von allgemein bedeutendem Charakter aufweist, sie ist z. B. nicht so reich und von so allgemeinem Interesse wie die Geschichte der Stadt Basel. Streng genommen greift Schaffhausens Vergangenheit nur einmal, im Laufe der Hirsauer Reformbewegung, in das Getriebe des allgemeinen europäischen Geschehens ein. Dieser stoffliche Nachteil der Schaffhauser Geschichte kommt natürlich bei dem kombinierenden Verfahren, das Pestalozzi angewendet hat, deutlich zum Ausdruck. Mit anderen Worten, die Schaffhauser Kulturgeschichte enthält Ausführungen, die punkto Disposition nicht in der Geschichte eines kleinen schweizerischen Städtkantons gesucht werden: wir erhalten z. B. den Text des *Cantico del sole*, oder die Meßliturgie im Wortlaut mitgeteilt. Hier zeigt sich meines Erachtens deutlich die unüberwindliche Schwierigkeit der Disposition, die wahrscheinlich jedem Verfasser als

Hemmnis entgegengetreten wäre. Löst man aber in Gedanken das Buch in die oben genannten drei Teile auf, so wird der unbefangene Leser einzelne Kapitel als treffliche Leistungen anerkennen müssen. Dazu möchte ich im ersten Bande zählen die Ausführungen über «Dorf- und Stadtwirtschaft», über «Territorialbildung» und über «Kirchliches Leben im Mittelalter» (nahezu 200 Seiten), im zweiten Bande «Reformation und Gegenreformation», und «Emanzipation vom Kirchentum des 17. und 18. Jahrhunderts» (Pietismus und Herrenhutertum, die Aufklärung, dargestellt an drei Schaffhauser Gelehrten: Johannes von Müller als Historiker, Joh. Georg Müller als religiöser Schriftsteller und Politiker, und Johannes Büel als Pädagoge). Auch das Kapitel über die Schaffhauser Ärzte Peyer, Wepfer und Brunner im 17. Jahrhundert ist sehr gut gelungen. Überhaupt ist die Darstellung überall da, wo Pestalozzi auf kirchengeschichtliche, weltanschauliche und philosophische Fragen zu sprechen kommt, ungemein lebendig und sehr persönlich, man sieht, daß des Verfassers besondere Liebe in dieser Richtung geht. — Man möchte dem Buche, als einer wertvollen Bereicherung unserer landesgeschichtlichen Literatur, recht viele Leser wünschen.

Zürich.

Anton Largiadèr.

C. PULT, Prof. Dr., *Über die sprachlichen Verhältnisse in der Raetia Prima im Mittelalter*. St. Gallen 1928, Fehr'sche Buchhandlung. 51 S.

In der vorliegenden Schrift stellt sich der verdiente Redaktor des rätischen Idiotikons die Aufgabe, unsere Kenntnisse über die frühere Ausdehnung des Rätoromanischen nach dem heutigen Stande der Forschung darzustellen.

Innerhalb des Gesamtbereiches der ehemals römischen Provinz Raetia wird die *Raetia Prima* als das Gebiet der Kantone Graubünden, St. Gallen und Appenzell mit Teilen des Thurgaus, Glarnerlandes und dem Urserental, sowie des ganzen Vorarlbergs samt Liechtenstein und dem Großteil des Mittel- und Südtirols abgegrenzt, wogegen die *Raetia Secunda* die Regionen nördlich des Bodensees und östlich bis gegen Kufstein hin umfaßt.

Historische Marksteine für die sprachliche Entwicklung dieser zuvor rätischen (R. Pr.) und keltischen (R. Sec.) Gebiete bilden außer der ihre baldige und völlige Romanisierung nach sich ziehenden Eroberung durch Drusus und Tiberius (15 vor Chr.) vor allem die Einverleibung Rätians ins Frankenreich (538) und die bald darauf — innerhalb der *Raetia Prima* — erfolgte Zuteilung derer nördlicher Regionen an die alemannisch-fränkischen Gaue, wodurch eine neue Grenzlinie entstand, die sich noch heute im Lautstand der rheintalischen Mundarten widerspiegelt.

Ausgehend von dieser zunächst rein administrativen Absonderung geht der Verfasser auf Grund eines umfänglichen Urkundenmaterials, sowie

von Angaben zeitgenössischer Chronisten, vor allem aber unter starker Heranziehung der Orts- und Flurbezeichnungen, Personen- und Geschlechternamen, dem Kampf des Romanischen gegen die fortschreitende Germanisierung nach. Eine beigegebene Karte veranschaulicht die verschiedenen Phasen dieser Entwicklung.

Für den nördlichen Teil stützt sich Pult — im Anschluß an die Forschungen Ad. Holtzmanns — vornehmlich auf Schriften st. gallischer Klosterbrüder, aus denen mit Sicherheit hervorgeht, daß die Bevölkerung um Bregenz und Arbon im 7. Jahrhundert noch überwiegend romanisch war. Eine ausführliche Analyse des *Vocabularius S. Galli* (8. Jahrhundert) führt den Verfasser zum weitem Schluß, daß bei dessen Niederschrift « ohne Zweifel ein gründlicher Kenner des Rätoromanischen seine Hand im Spiel hatte ». Dagegen zweifelt er stark an der Anwesenheit romanisch sprechender Mönche für das 10. Jahrhundert (zu denen Holtzmann auch Ekkehard IV. zählte), sodaß sich als Fazit lediglich die Feststellung « deutlicher Spuren der Erhaltung romanischer Gemeinschaften am Bodensee bis zum 8. Jahrhundert » ergibt.

Für die sprachliche Entwicklung des südlichen Teils der Raetia Prima ist nach Pult grundlegend ein Erlaß Karls des Großen (805/6), durch den in Rätien die Gauverfassung eingeführt und dieses selber zum fränkischen Herzogtum wurde. Ämter, Lehen und Güter gingen nun immer mehr in deutsche Hände über, doch wirkte sich die Neuerung sprachlich vorerst nur in den direkt an alemannisches Gebiet grenzenden Gegenden aus. Daß das Volk in den übrigen Talschaften noch Jahrhunderte lang zäh an seinem ererbten Sprachgut festhielt, zeigt der Verfasser am überlieferten Schrifttum, vorab an der Lautform der Orts- und Personennamen, mit aller Deutlichkeit auf. « In einigen Landstrichen des mittlern und östlichen Tirols blieb das Romanische bis nach dem 13., im Westen (Vintsch- und Wallgau, Montafun) bis nach dem 16. Jahrhundert, rechts und links der Etsch bis heute erhalten. Am Rhein war die Gegend um Ragaz und Pfävers, sowie der Bezirk Werdenberg bis gegen Buchs, und die Umgebung von Flums bis zum 14. Jahrhundert so gut wie rein romanisch; etwas früher scheinen dagegen Sargans und Mels, sowie Liechtenstein verdeutscht worden zu sein ». Für die Walenseeufer, Glarus und Urserental fehlen dem Verfasser bestimmte Anhaltspunkte, doch dürfte die Germanisierung dieser Gebiete kaum vor das 11. Jahrhundert zu setzen sein. In Graubünden erhielten die heute deutschen Landschaften Prätigau, Schanfigg, Herrschaft und Lenzerheide ihre romanische Muttersprache bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts, wogegen Chur wohl seit dem 15. Jahrhundert zur Hauptsache germanisiert war.

Von ausschlaggebender Wichtigkeit für die Germanisierung im St. Gallischen sowohl wie in Bünden hält Pult die Gründung der Walserkolonien, da weder die deutschen Bodenkäufe und Niederlassungen, noch

die Reformation allein genügt hätten, um eine so durchgreifende Änderung der sprachlichen Verhältnisse herbeizuführen.

In einem abschließenden Rückblick auf die nähere Vergangenheit weist der Verfasser zwar auf den ungünstigen Einfluß der zunehmenden Fremdenindustrie hin und zeigt für die letzte Jahrhundertwende den Rückgang des Romanischen im Domleschg und Oberengadin auf, jedoch macht er auch auf die seit den letzten Volkszählungen erfreuliche Zunahme der Romantschen aufmerksam und würdigt die Verdienste der in der *Lia Rumantscha* zusammengeschlossenen romanischen Sprachvereine.

Als Ganzes verdient die anregende Studie Pults mit den zu tieferm Eindringen verlockenden bibliographischen Angaben in gleichem Maße die Beachtung des Philologen wie die des Historikers.

Chur.

F. Aepli.

WALTER MERZ, *Die mittelalterlichen Burgenanlagen und Wehrbauten des Kantons Aargau*. III. (Ergänzungs-) Band. Aarau 1929, Sauerländer.

Vor genau einem Vierteljahrhundert ist der erste Band des großen Werkes von Oberrichter Dr. Walther Merz über die aargauischen Wehrbauten erschienen. Zwei Jahre später lag es mit dem zweiten Bande vollendet vor. Jetzt ist ein stattlicher Ergänzungsband erschienen. Das Urteil über das Gesamtwerk steht längst fest: Eine ungeheure Menge von an den verschiedensten Orten verstreuten Tatsachen sind hier zu einem einheitlichen, straff gegliederten und anschaulichen Ganzen vereinigt. Im Augenblick des Erscheinens besaß kein anderes Gebiet ein Werk von ähnlicher Vollständigkeit und Zuverlässigkeit über seine Wehrbauten. Dasselbe gilt aber auch heute noch, abgesehen vom Sisgau, für den Walther Merz selbst ein Gegenstück geschaffen hat. Im Aargau hat das Burgenwerk in den 25 Jahren seit seinem Erscheinen sich den ersten Platz in der ganzen aargauischen historischen Literatur errungen. Es wird diesen auch auf abschbare Zeit hinaus behalten.

Wenn nun heute ein Ergänzungsband erscheint, so geschieht das nicht deswegen, weil an dem Hauptwerk irgend ein wesentlicher Teil sich als unhaltbar erwiesen hätte. Im Gegenteil, der Verfasser kann im Vorwort feststellen, daß alle wesentlichen Ergebnisse seiner Arbeit sich bis heute als einwandfrei erwiesen haben. Das gilt besonders auch von dem zusammenfassenden Schlußabschnitt des ganzen Werkes, wo man u. a. über die so vielfach umstrittene Frage des mittelalterlichen Städtewesens eine ebenso klare, wie knappe Übersicht findet. Gerade das aber will bei dem unaufhörlichen Meinungsstreit über dieses Gebiet viel heißen. Der Ergänzungsband bringt also nicht Änderungen an dem früher Gebotenen, sondern er bringt die im Laufe der letzten 25 Jahre dem Verfasser neu zugekommenen Nachrichten. Wenn man bedenkt, daß Dr. Merz in dieser Zeit die gesamten Rechtsquellen des bernischen Aargaus herausgebracht hat, dazu eine Reihe von Arbeiten über Gebiete des Freiamts und der

Grafschaft Baden, so begreift man wohl, daß dabei manches Neue zum Vorschein gekommen ist. Es sind denn auch in dem Ergänzungsband eine sehr große Zahl von Einzelnachrichten vereinigt. Sie füllen manche Lücke in unserer Kenntnis aus, ohne allerdings viele überraschende und wichtige Neuaufschlüsse zu geben. Das ist auch ein Zeichen für die umfassende Anlage und den soliden Bau der beiden ersten Bände.

Der Hauptnachdruck bei dem Ergänzungsband liegt eigentlich auf dem Bildmaterial. Schon im Hauptwerk ist darin für seine Zeit sehr viel geschehen. Der neue Band aber bringt die Fortschritte der Abbildertechnik in schönster Weise zur Darstellung. Es ist wirklich erstaunlich, was der Verfasser alles an neuen und sehr aufschlußreichen Bildern zusammengebracht hat. Die Ansichten der Basler Zeichner des 18. Jahrhunderts sind ebenso wertvoll wie die feinen Blätter von Prof. Rahn aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Dazu kommen als eine Errungenschaft der neuesten Zeit die Fliegeraufnahmen für die aargauischen Städte.

So ist in Text und Bild so manche Ergänzung und Berichtigung, so viel Neues zusammengetragen, daß wohl kein Besitzer des großen Werkes diesen Ergänzungsband in Zukunft wird missen können und wollen.

A a r a u.

H e k t o r A m m a n n.

Registres du conseil de Genève, publiés par la Société d'Histoire et d'Archéologie de Genève. Tome X, du 5 février 1525 au 9 février 1528, publié par les soins de MM. Emile Rivoire et Victor van Berchem. Genève, au siège de la Société, 5, Promenade du Pin, 1928, VIII et 710 p. grd. in 8.

Il n'est pas nécessaire de présenter aux lecteurs de la *Revue d'Histoire Suisse* les Registres du Conseil de Genève. Cette magnifique publication qui entrera tantôt dans sa trentième année est bien connue de tous ceux qui s'intéressent aux siècles passés.

Le tome X comprend la fin du volume 21 et le volume 22 de la série manuscrite, soit les procès-verbaux des séances qui ont eu lieu du 5 février 1525 au 9 février 1528. Il nous introduit d'emblée dans l'affaire Boulet et nous fait assister aux négociations et démarches nombreuses qui précédèrent la transaction terminale. Une conséquence indirecte de ce litige fut, comme on le sait, la fuite à Fribourg de 18 citoyens, — les Fugitifs —, qui avaient soutenu au sein de la communauté la proposition de faire appel à Rome, auprès du Pape, contre le prononcé des autorités de Savoie et qui craignaient le ressentiment du duc. A cet événement succéda une période de revers pour le parti Eidguenot. Elle atteignit son point culminant dans le fameux Conseil dit des Hallebardes, tenu le 10 décembre 1525¹, après lequel le duc de Savoie pouvait se croire maître de Genève. Le registre nous apprend que le surlendemain on ne discuta et ne décida rien au Conseil ordinaire

¹ P. 170, n. 1 et p. 574 s.

vu le départ du Duc, auprès de qui s'étaient rendus les Syndics et plusieurs des Conseillers. En réalité, comme le remarque Jullien², ni Charles III ni aucun de ses successeurs ne devaient plus entrer dans la ville.

Toutefois, le 22 décembre déjà, par une manoeuvre politique habile, le parti Eidguenot relevait la tête: Jean Bandières accompagné de 80 à 100 citoyens protestait solennellement au nom des pères, fils, parents et amis des Fugitifs contre le désaveu infligé à ceux-ci par les Syndics et le Conseil de la ville, après le Conseil des Hallebardes, dans des missives adressées aux villes de Berne, Fribourg, Soleure et Lucerne³.

Le 4 février 1526, les partisans du Duc essayaient une nouvelle défaite au Conseil général: grâce à la vigoureuse intervention de Robert Vandel, Jean Philippe, un des Fugitifs, fut porté au syndicat⁴. Dès lors les événements se précipitèrent: le 24, Besançon Hugues était de retour à Genève et, dans la première séance du Conseil des Deux-Cents créé à cette occasion, il raconta les péripéties de sa fuite à Fribourg et proposa la conclusion d'un traité de combourgeoisie avec cette ville et avec Berne⁵. Celui-ci fut adopté le lendemain par le Conseil général et, le 9 mars, arrivèrent à Genève les ambassadeurs des deux villes qui, trois jours plus tard, jurèrent solennellement l'alliance⁶.

Mais les difficultés des Genevois ne devaient pas prendre fin avec la conclusion de ce traité. Une nouvelle période s'ouvrait pour eux dans laquelle ils durent défendre la combourgeoisie contre les efforts tentés par le Duc de Savoie et par leur Evêque en vue de la faire rompre. Le terrain de cette lutte n'était plus à Genève, il était transporté à Einsiedeln, Lucerne et Bienne, dans les villes où avaient lieu les négociations, où se tenaient les Diètes et les « Journées ». Si le registre du Conseil contient peut-être moins de renseignements directs sur cette époque, par contre il faut savoir gré aux éditeurs d'avoir publié dans les notes complémentaires de ce volume de nombreuses pièces diplomatiques, mémoires, instructions et lettres, relatives à ces négociations. On sait toutefois que les efforts du Duc furent vains et que bientôt l'Evêque, dans une de ces volte-face dont il était coutumier, révoqua solennellement, le 15 juillet 1527, ses protestations antérieures contre la combourgeoisie, approuva expressément celle-ci et demanda d'y être admis aussi⁷.

² Jullien, *Histoire de Genève*, p. 130.

³ P. 175 s.

⁴ P. 189 ss.

⁵ P. 202 ss. (*Consilium admodum generale*). Voir Werner, *Les Institutions politiques de Genève de 1519 à 1536*, dans les *Etrennes Genevoises* 1926, p. 27 ss.

⁶ Voir sur la combourgeoisie de 1526 les deux remarquables études de M. Ed. Favre, *Combourgeois*, Genève, Fribourg et Berne (Genève 1926) et de M. H. Naef, *Fribourg au secours de Genève* (Fribourg 1927). Sur la portée juridique de cette alliance, voir Werner, *op. cit.*, p. 23 ss.

⁷ P. 423 ss.

Dans ce même Conseil général, il accorda aux Syndics et Conseillers de la ville le droit de connaître « en qualité d'arbitres et à l'amiable » de tous les litiges présents et futurs pendants entre des citoyens ou des bourgeois. Cet acte, que l'on considère souvent comme un abandon de la juridiction civile à la communauté aux dépens du vidomne et de l'official, ne faisait en réalité que consacrer une pratique qui s'était établie depuis longtemps en fait, celle de faire juger les procès par les Syndics statuant en qualité d'arbitres sur la base d'un compromis conclu librement par les parties, au lieu d'aller plaider devant l'official ou même le vidomne⁸.

Beaucoup plus importante et plus révolutionnaire fut, à notre sens, la décision prise par le Conseil des CC le 18 septembre 1527 de priver de leur bourgeoisie ceux qui refuseraient de conclure un tel compromis⁹. Cette mesure contraignait les citoyens et bourgeois à recourir aux magistrats municipaux, aux dépens des officiers de l'Evêque et constituait une atteinte indirecte, mais non moins grave, aux droits de ce dernier. C'est elle qui a eu pour conséquence de paralyser l'action du tribunal du vidomne et qui, à proprement parler, transféra la juridiction en matière civile aux organes municipaux¹⁰. A la fin de l'année, le 29 décembre, elle fut renouvelée par le Conseil général, avec moins de sévérité, il est vrai, mais la défense de recourir à l'official et au vidomne n'en subsista

⁸ Voir notamment, pour la période antérieure au 15 juillet 1527, RC X, pp. 63, 82, 231 et 232, 239, 247, 250, 255, 261, 271, 272, 344, 362, 363, 364, 370, 380, 383, 386, 388, 399, 403 et 405, 407, 408, 413 et 414. Ces cas étaient si nombreux qu'ils conduisirent, le 14 juin 1527, à la création d'un Conseil de Paix extraordinaire. Voir notamment au sujet de celui-ci RC X, pp. 362, 403 in fine et note 2, 423 et note 3.

⁹ RC X, p. 472: «... et qui nolunt se compromictere priventur a borgesia».

¹⁰ Il y a lieu de remarquer à ce sujet que la juridiction en matière civile continua, même après la concession du 15 juillet 1527, à être exercée comme auparavant par l'official et le vidomne qui ne cessèrent pas pour cela d'exister et de fonctionner. Non seulement ce n'est donc en tout cas pas un droit *exclusif* de juger les causes civiles qui fut accordé par l'Evêque aux organes de la Communauté, mais encore la base juridique de la sentence des Syndics et du Conseil était toujours une soumission volontaire des parties à leur juridiction. Avant comme après la concession épiscopale, le caractère *arbitral* de la juridiction communale subsista. Le Registre du Conseil parle toujours de compromis et la formule qui sert à mentionner ce contrat demeure la même en son essence: «*se compromiserunt juramentis eorum in forma stare ordinacioni dominorum sindicorum*», parfois «*se submiserunt stare ordinacioni*» (p. ex. p. 476, 477 et 478), «*juraverunt stare ordinacioni*» (p. ex. p. 408). Les nombreuses variantes ne concernent que des détails tantôt présents, tantôt omis, et n'altèrent en rien le sens fondamental. V. des exemples de compromis postérieurs au 15 juillet 1527 dans RC X, pp. 475, 476, 477, 478, 480, 481, 484, 485, 486, 489, 492, 494, 496, 497, 498, 499, 500, 502, 503, 504, 506, 507, 508, 509, 510, 511, 512 etc... Cf. en outre Werner, p. 35 ss. et Bonivard II, p. 311.

pas moins et elle fut en outre complétée par l'interdiction d'en appeler à Vienne, auprès du métropolitain, procédure normale contre les jugements de l'official. En lieu et place, le recours aux Syndics et à leur Conseil était ouvert¹¹.

Nous aurions pu mentionner encore, au cours de cette brève revue, d'autres événements importants, le procès Cartelier et celui des Mammelus fugitifs, par exemple, dont le reflet plus ou moins vif apparaît dans ce volume digne ne tout point des précédents par sa publication irréprochable. Nous espérons toutefois que ces quelques observations, notes glânées au hasard d'un livre épais, suffiront à mettre en évidence l'intérêt tout particulier de ce texte qui, dans cette période capitale de notre histoire nationale, en constitue une source de première importance.

Lucerne.

B. Schatz.

AMÉDÉE MEMBREZ, *Die Burgvogtei Binzen unter den Fürstbischöfen von Basel 1503—1769*. Freiburg im Breisgau 1928, Herder & Co., Verlagsbuchhandlung.

Es ist bekannt, daß der Grundstock zum weltlichen Fürstentum der Bischöfe von Basel im Jahre 999 durch die Schenkung der Abtei Münster-Granfelden durch König Rudolf III. von Burgund an Bischof Adalbero II. gelegt wurde. Im Jahre 1041 sodann verließ König Heinrich III. dem Bistum die Gaugrafschaft über den Sissgau, die dann später als bischöflich-baslerisches Lehen aus den Händen des Thomas von Falkenstein durch Verpfändung an Basel gelangte. Außer diesen Besitzungen, die sich über die gegenwärtigen Kantone Bern, Solothurn und Baselland erstreckten, erwarben aber die Bischöfe noch vereinzelt Gebiete und Herrschaftsrechte im Elsaß und in Baden. Auf dem rechten Rheinufer erhielten sie, wohl ebenfalls durch königliche Verleihung, schon im 11. Jahrhundert die Grundherrschaft samt den Hoheitsrechten über Kleinbasel, das indessen 1392 von dem in Schulden steckenden Bistum an Basel verkauft wurde. Weiter besaßen die Fürstbischöfe seit dem 12. Jahrhundert, zur Hälfte mit dem Reich, ein Herrschaftsrecht über das malerische Alt-Breisach am Kaiserstuhl; die Stadt kehrte aber im 14. Jahrhundert wieder ganz ans Reich zurück. Endlich gehörte dem Bistum bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts die Herrschaft Schliengen, die den gleichnamigen Flecken und die Dörfer Steinstadt, Hüttingen, Istein, Mauchen und Binzen umfaßte. —

Die Verwaltung über diese nach Herkunft, Größe, Volkszahl und Bodenertrag sehr verschiedenartigen Gebietsteile war keine einheitliche, sondern durch die Landesrechte einer jeden Gegend mehr oder weniger stark eingeschränkt. In Binzen übte der Markgraf von Baden die hohe

¹¹ RC X, p. 528 s. Ce n'est que le 26 février 1528 qu'une décision du Conseil général déterminait le « style des procès ». V. Bonivard II, p. 319.

Gerichtsbarkeit aus, während der Bischof von Basel die niederen Gerichte inne hatte. Entsprechend dieser Zweiteilung der Gewalten bestanden zwei getrennte Verwaltungszentren: Auf der Höhe über der Kirche das heute noch bestehende Schloßgebäude des markgräflichen Vogtes und unten in der Talsohle der Kander dasjenige des bischöflichen Burgvogtes. In verdienstvoller Weise hat uns nun ein Beamter des Berner Staatsarchives, A. Membrez, die Geschichte dieser bischöflich-baslerischen Burgvogtei vorgelegt. Die Verarbeitung des weitherum zerstreuten Quellenmaterials, das zur Hauptsache in den Archiven von Bern, Basel und Karlsruhe liegt, war für den Verfasser eine nicht immer ganz angenehme Aufgabe. Umso erfreulicher wirkt die gute Disposition und die gemeinverständliche Art der Darstellung. Ein Personen- und Ortsregister erhöht den Wert der Arbeit; beigegeben ist ferner ein Facsimile (nach dem Original im Staatsarchiv des Kantons Bern) des ältesten Bestallungsbriefes für den Burgvogt Oswald Reutner von Weil aus dem Jahre 1533.

Die Vorgänger der Fürstbischöfe von Basel im Besitze der Burgvogtei Binzen waren die Freiherren von Grünenberg und die Ritter von Baldegg. Durch Kauf kam sie im Jahre 1503 an den Basler Bischof Christoph von Utenheim. Während nun aber die früheren Inhaber ihre Rechte selber wahrnahmen, mußten die Bischöfe von Basel — als geistliche Herren — dieselben durch einen Stellvertreter (einen Schaffner, Amtmann, Burgvogt) in ihrem Namen ausüben lassen. In den Bestallungsbriefen ist der Amtspflichtenkreis der Burgvögte niedergelegt: Es lag ihnen ob die Verwaltung des bischöflichen Besitzes in Binzen und Umgebung, d. h. vor allem der Unterhalt der Gebäulichkeiten, das Eintreiben der Bodenzinse, der Bezug des Frucht- und des Weinzehntens, die Aufsicht über den Frondienst und den die niedere Gerichtsbarkeit ausübenden Untervogt. Aus den Einkünften waren die Unterbeamten (Untervogt, Steuervogt, Schloßküfer und Bannwarte) und der Pfarrer zu besolden. Jährlich auf Johannis baptiste hatten die Burgvögte über den Gang dieser Verwaltung dem Bischof Rechenschaft abzulegen. Bis zum Jahre 1528 geschah dies in Basel, nachher in Pruntrut. Mit jedem Einzelnen dieser Burgvögte macht uns nun Membrez bekannt, eingehender namentlich mit den spätern: Philipp Scheppelin 1589—1591; Hans Caspar von Jestetten, Vater und Sohn, 1591—1642; Martin Bürgi 1642—1657; Hans Georg Weiß 1657—1680; Franz Heinrich Schenk von Castel 1680—1687; Johann Sebastian von Roggenbach 1687—1691; Franz Eusebius Tector 1692—1704; Franz Sebastian Zipper von Angenstein 1705—1719; Georg Sigmund von Rotberg 1719—1727; Franz Anton und Franz Karl von Neveu 1727—1748; Joseph Franz Ignatius Fridolin Reich von Reichenstein 1748—1761 und Karl Joseph von Rotberg 1761—1769. — Daran anschließend werden des nähern behandelt die Funktionen der Untervögte, die rechtliche Stellung der Leibeigenen, ihre Steuern und Frondienste, die Bodenzinse und das Zehntrecht.

Ein besonderes Kapitel ist der Pfarrei gewidmet. Seit dem Erwerb der Burgvogtei hatte der Bischof von Basel auch das Patronats- und Kollaturrecht inne. Dieses Recht behielt der Bischof, als das Markgräflerland 1556 unter Markgraf Karl von Baden-Durlach zur Reformation übertrat und Binzen, das der neuen Diözese Rötteln zugeteilt wurde, einen protestantischen Pfarrer erhielt. An Weihnachten 1556 hielt Ulrich Essig erstmals evangelischen Gottesdienst. Erst im Jahre 1803 wurden die auf dem rechten Rheinufer gelegenen Gebiete des Bistums von der Basler Kirche abgetrennt, während ihr die Besitzungen im Elsaß viel früher, die letzten infolge des 30jährigen Krieges 1648 verloren gingen. Auch die Pfarrherren werden uns vom Verfasser einzeln vorgeführt. —

Im Jahre 1769 vollzog sich unter Bischof Simon Nikolaus von Froberg (Montjoie) die Abtretung der Burgvogtei Binzen an das Haus Baden. Die Streitigkeiten zwischen dem Bischof und dem Markgrafen inbezug auf die beiderseitigen Rechte an Land und Leuten, die von Anfang an bestanden haben, hatten sich im 18. Jahrhundert ständig gemehrt, sodaß der praktische Wert der nicht mehr genau abgegrenzten Vogteirechte für das Bistum immer mehr in Frage gestellt wurde. Zudem trug die Burgvogtei nach Abzug der Ausgaben jährlich nur noch etwa 1000 Pfund ein, und ein Wiederaufbau des im Jahre 1641 durch eine Feuersbrunst zerstörten Schlosses, das zu einer nutzbringenden Verwaltung nötig gewesen wäre, hätte zu viel Geld gekostet. So wurden die bischöflichen Rechte in Binzen gegen den letzten Rest markgräflicher Befugnisse in Schliengen ausgetauscht. Der Markgraf war nun alleiniger Herr in Binzen, und der Bischof in Schliengen.

Die ansprechende Studie Membrez' hätte gewiß noch gewonnen, wenn sie etwas mehr in den allgemein verwaltungsgeschichtlichen Rahmen des Bistums eingespannt worden wäre.

Basel.

Paul Roth.

JOSEPH AHLHAUS, *Civitas und Diözese*. Sonderdruck aus dem Werke «Aus Politik und Geschichte». Gedächtnisschrift für Georg von Below (26 S.) Berlin, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, 1928.

Der Verfasser weist auf die Rolle, welche in der Verfassungsgeschichte der kirchlichen Territorialbildung der Ausdruck *Civitas et dioecesis* spielte. *Civitas*, ursprünglich das führende politische Gemeinwesen des Unterbezirks der Provinz, bezeichnet allmählich die Bischofsstadt auf dem ehemals römischen Provinzialboden. In der Karolingerzeit hat das Wort *dioecesis* völlig die Bedeutung des bischöflichen Amtsbezirkes erlangt. Die *Civitas* behauptete aber in der Bistumsverfassung eine Sonderstellung gegenüber dem übrigen Territorium (*rus*), indem bei der Zerlegung der Diözese in die Unterbezirke (Taufkirchensprengel,

dann die Ruraldekanate und Archidiakonate) die Bischofskirche längere Zeit noch die einzige Kirche der Stadt blieb und erst später eine Aufteilung der Stadt in Pfarrbezirke folgte. Die Kirchen der Bischofsstadt wurden keinem der bestehenden Archidiakonate oder Ruraldekanate eingegliedert, sondern wahrten in dieser Hinsicht eine Ausnahmestellung. Dies wird mit besonderem Hinweis auf das Bistum Konstanz nachgewiesen. In gleicher Rechtslage scheint sich auch die Bischofsstadt Worms befunden zu haben. Der Typ einer Bischofsstadt mit eigenem Stadtarchidiakonat und zugleich mit eigenem Stadtdekanat war dagegen verwirklicht in Augsburg, Basel, Straßburg, Mainz und Würzburg. Zu einem besonderen Stadtdekanat waren die Pfarreien der Bischofsstadt zusammengefaßt, aber angegliedert einem der bestehenden großen Archidiakonatsprengel in Speier, Utrecht, Trier und Köln. Was die sächsischen und ostdeutschen Bistümer betrifft, bedarf die Frage der Stellung der Bischofsstadt noch einer genaueren Spezialuntersuchung.

Freiburg (Schweiz).

U. Lampert.

Histoire de Romainmôtier publiée par le comité de la société de développement de Romainmôtier. Lausanne 1928. Imprimeries réunies S.A. 336 p. Avec 26 gravures.

Nachdem die erste Ausgabe der « Histoire de Romainmôtier » seit Jahren vergriffen ist, unternahm die « Société de développement de Romainmôtier » eine Neubearbeitung des Werkes. In die Arbeit teilten sich die Herren: Kantonsarchivar Maxime Reymond, Telegraphenchef Arnold Bonard und Unterstaatsarchivar Henri Chastellain. Ersterer behandelt die Geschichte von Romainmôtier von dessen Anfängen bis zum Jahre 1803. Von da an führt Bonard den historischen Faden bis auf unsere Tage weiter. Chastellain studiert speziell die Geschichte der Klosterbauten, die Ausgrabungen und Restauration der alten Klosterkirche.

Schon die sorgfältige und saubere Ausführung des Buches macht den besten Eindruck. Die Arbeit selbst zeugt von gründlichen Kenntnissen und warmer Liebe zur engeren Heimat. Was uns am Werke besonders gut gefällt, ist der fließende Stil, in dem es geschrieben ist, und der glückliche Mittelweg zwischen populärer Darstellung und rein kritischer Behandlung des Stoffes. Die Arbeit wendet sich nicht nur an einen kleinen Gelehrtenkreis; sie ist für das Volk geschrieben und leicht verständlich ohne hiedurch historisch ungenau zu werden. Die Zitate sind auf ein Minimum beschränkt. Verzeichnisse der Prioren, Geistlichen, Landvögte, Gouverneure, Ortsvorsteher sowie der benützten Literatur bieten willkommene Ergänzungen zu den Ausführungen.

Die Verfasser haben es verstanden, ein anregendes Werk zu schaffen. Sie waren stets bestrebt, den Leser nicht nur mit den Geschehnissen der Vergangenheit von Romainmôtier bekannt zu machen, sondern ihn auch

in das geistige Milieu zu versetzen, das zum Verständnis der Entwicklung notwendig ist. Wir können die Geschichte des Ortes mit der ältesten schweizerischen Abtei seit der Entstehung in der Mitte des V. Jahrhunderts bis auf unsere Tage verfolgen. Aus der kleinen Stiftung des hl. Romanus, welche dem Orte den Namen Romainmôtier gab, entwickelte sich ein blühendes Kloster, welches sich in der Folge eng an die Reform anschloß, die vom Kloster Cluny ausging. Unter der Leitung des hl. Odilo erlebte Romainmôtier einen geistigen und materiellen Hochstand. Könige und Große bedachten es mit reichen Schenkungen, aus denen sich eine geistliche Klosterherrschaft seit dem XIII. Jahrhundert entwickelte. Dies brachte die Abtei in eine neue Stellung, da sich die Grafen von Burgund und das Haus Savoyen sehr um sie zu interessieren begannen. Die einzelnen Prioren hatten oft schweren Stand, ihre Unabhängigkeit zu verteidigen. Schließlich bekam Savoyen das Kloster ganz in seine Machtsphäre. Mit der Eroberung der Waadt kam auch Romainmôtier an Bern, welches den katholischen Kultus sofort unterdrückte. Das altehrwürdige Kloster ging ein, und die geistliche Herrschaft verwandelte sich in eine bernische Vogtei, bis das Revolutionszeitalter diese Fesseln zu sprengen vermochte. Schon unter der Herrschaft der Mönche hatte ein ökonomisch-politischer Zusammenschluß der Bewohner von Romainmôtier stattgefunden, aus dem sich die Gemeinde mit ihren verschiedenen Betätigungsgebieten entwickelte. Nach Aufhebung des Klosters und Abschüttelung des bernischen Joches wurden deren Aufgaben immer zahlreicher und schwerwiegender. Die ganze kirchliche und weltliche Entwicklung von Romainmôtier ist so gut dargestellt, daß das Buch als treffliches Vorbild anderer Lokalgeschichten empfohlen werden kann.

Von der alten klösterlichen Anlage ist nicht mehr viel zu sehen. Am interessantesten ist die Klosterkirche. Die Ausgrabungen wiesen nach, wie sukzessive drei Kirchen an gleicher Stelle entstanden. Bauliche Veränderungen können vom V. bis zum XVIII. Jahrhundert festgestellt werden, was von einem farbigen Plane der Klosterkirche leicht abzulesen ist.

Die ganze Arbeit ist sehr interessant und lehrreich. Sie dürfte manchem Geschichtsfreund eine wertvolle Ergänzung seiner Bibliothek bilden.

Sch wy z.

Anton von Castelmur.

Regesten der Bischöfe von Straßburg, Band 2 (1202—1305). Im Auftrage des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich herausgegeben von Alfred Hessel und Manfred Krebs. Innsbruck 1924—28, Universitätsverlag Wagner. 541 S.

Im Jahre 1908 begannen die Regesten der Bischöfe von Straßburg zu erscheinen. Es kam damals zunächst eine quellenkritische Einleitung von Hermann Bloch über die elsässischen Annalen der Stauferzeit als erster Teil heraus und im selben Jahre folgte auch noch der Beginn der

eigentlichen Regesten. Diese führten, von dem heutigen Düsseldorfer Archivdirektor Paul Wentzke bearbeitet, bis 1202. Die Arbeit Wentzke's wurde nach ihrer ganzen Gestaltung und nach ihrer sachlichen Zuverlässigkeit als mustergültig anerkannt. Die Fortsetzung der Regesten wurde in baldige Aussicht gestellt. Ihr Erscheinen zog sich aber lange hinaus und im Jahre 1914 waren sie noch nicht herausgebracht. Die Kriegereignisse verhinderten dann die weitere Arbeit und der Umschwung des Jahres 1918 schien die Weiterführung des Werkes überhaupt auf absehbare Zeit unmöglich zu machen. Der Stoff war aber sozusagen völlig beisammen und diese Vorarbeiten wurden nach Deutschland mitgenommen. Es ist dann das Verdienst des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer in Frankfurt a. M. gewesen, daß dieses vorhandene Material doch noch seiner ursprünglichen Bestimmung zugeführt wurde. Man wird dem verdienten Schöpfer und Leiter des Instituts, Geheimrat Wolfram, dafür dankbar sein.

Mit dem vorliegenden zweiten Band haben die Straßburger Bischofsregesten nun das 14. Jahrhundert erreicht. Sie behandeln in dem Abschnitt von 103 Jahren, nach der Regierungszeit der Bischöfe gegliedert, eine für das Elsaß außerordentlich wichtige und bewegte Zeit. Der Ausgang der Stauer, das Interregnum und die Anfänge der Habsburger sahen hier wie in ganz Oberdeutschland den Kampf aller gegen alle. Stauer und Habsburger zählten das Elsaß zu ihren hauptsächlichsten Stützpunkten. Bedeutungsvolle Entscheidungen sind mehr als einmal hier gefallen. Hiebei kam den Bischöfen von Straßburg als bedeutendsten Machthabern im Unterelsaß eine hervorragende Stellung zu. Weiter fällt in diesen Zeitraum die entscheidende Auseinandersetzung zwischen dem Bischof Walter von Geroldseck und der Stadt Straßburg in der Schlacht bei Hausbergen 1262. Straßburg entging durch den siegreichen Ausgang dauernd der bischöflichen Botmäßigkeit. Der neue Band der Bischofsregesten umfaßt also einen politisch sehr interessanten Zeitraum. Er klärt seiner Anlage gemäß die verwickelten Ereignisse, an denen die Bischöfe beteiligt waren, weitgehend auf. Darin liegt wohl das sachliche Schwergewicht der Veröffentlichung. Darüber hinaus aber haben diese Regesten eine hervorragende Bedeutung für die gesamte geschichtliche Forschung im Elsaß und seinen Nachbarländern. Die Erschließung des mittelalterlichen Quellenstoffs in großangelegten und umfassenden Urkundenwerken ist ja hier stark zurückgeblieben. Neben den heute veralteten Werken von Schöpflin und Grandidier kommt hier aus neuerer Zeit eigentlich nur das Urkundenbuch der Stadt Straßburg in Betracht. Dieses erfährt nun durch die Bischofsregesten eine willkommene Ergänzung. Gerade das Jahrhundert der Städtegründungen wird so der Forschung besser erschlossen. Bisher in zahllosen kleinern und größern Arbeiten zerstreute Urkunden sind hier bequem vereinigt. Für die Schweiz fällt dabei selbstverständlich Vieles ab, wie ja umgekehrt auch unsere Archive manches Stück zu den Regesten beigesteuert haben.

Die Bearbeitung der Regesten schließt sich aufs engste an das Vorbild Wentzke's an. Vollständigkeit des Stoffes und Genauigkeit der Bearbeitung lassen, soweit Stichproben das zu erkennen erlauben, nichts zu wünschen übrig. Ein eingehendes Register, das nach neuern Vorbildern eine weitgehende sachliche Unterteilung aufweist, erleichtert die Benutzung. Wenn hier noch ein Wunsch ausgedrückt werden darf, so wäre es der, daß die Bezeichnungen für Stadt, Dorf, Bürger u. s. w. regelmäßig auch in der Urform der Vorlage hätten angeführt werden dürfen.

A a r a u.

H e k t o r A m m a n n.

Sr. M. ASCELLINA MARSCHALL, *Blätter aus der Geschichte des Cistercienserinnenklosters Wurmsbach*. Rapperswil. 1928. 155 S.

Das Büchlein bietet mehr, als der Titel verspricht; es sind nicht lose Blätter aus den Geschicken des Klosters in den 650 Jahren seines Bestandes, was uns die Verfasserin bietet; es ist teilweise wohldokumentierte Geschichte dieser Schöpfung der Grafen von Rapperswil. Von der Verfasserin wurde alles Erreichbare aus den Quellen enthoben, denen für die Zeit der Helvetik noch Akten aus dem Bundesarchiv und aus dem Kantonsarchiv in Glarus anzureihen wären. Es ist eine ziemlich vollständige chronologische Materialiensammlung, die mit dem Verzeichnis aller Mitglieder des «Gottshüsli» seit seiner Übertragung vom Marienberg am Albis an den Zürchersee den Klosterinsassen wie den Geschichtsfreunden hohes Interesse bietet. — Und doch enthält die fleißige Arbeit wieder manches nicht, was man erwartet. Der I. und großenteils der II. Teil beschäftigen sich nur mit dem wirtschaftlichen Leben der Stiftung: Schenkungen, Kauf-, Tausch- und Lehens-Verträge, Besitzesstreitigkeiten bilden den Inhalt. Vom geistigen und religiösen, vom asketischen und liturgischen Leben erfahren wir im I. Teil (bis zur Reformation) gar nichts, im II. Teil kommt es nur so nebenbei zur Sprache, um dann im III. Teil teilweise gewürdigt zu werden. Und doch ist das der Hauptzweck des Ordenswesens. Die Blätter bieten uns nebst dem mittelalterlichen Naturalwirtschaftsleben ein typisches Bild vom Wirken vieler Schirm- und Kastenvögte gegenüber geistlichen Korporationen. Gar häufig wurden die «Schutz- und Schirmherren» gewalttätige Usurpatoren und Bedrücker ihrer Schutzbefohlenen. So wirkten auch die Magistraten der Duodezrepublik Rapperswil gegenüber Wurmsbach seit der Übernahme der Schirmvogtei bis zur Ausraubung des Klosters 1798, ja bis in die Mediationszeit hinein (es soll diese Feststellung den heutigen Bewohnern der Dreirosenstadt nicht schaden!). Zu allen Zeiten wurde das Gotteshaus viel «gerupft und geschupft», daß man sich nur wundern muß, wie es die Stürme der Jahrhunderte überdauerte. Die Verfasserin verrät es uns: durch Gebet und geduldige Arbeit und durch Gottes Schutz.

Es wird am Platze sein, in formeller Beziehung einige Wünsche zu äußern. Nicht jedem Leser, selbst nicht Geschichtskennern, dürften alle

Ausdrücke über Gewandung und Gebräuche im Ordensleben geläufig sein; eine kurze Erklärung wäre erwünscht. Ebenso sind weitere Kreise mit Begriffen wie Fiskalland, Feudalsystem, Ehehaften, Nekrologium, XVII. Kal. Julii (im Text) nicht vertraut. Ein hübsches Trüppchen Druckfehler, wie «erhaften» statt «eehaften» (S. 45), «Ciriace» = Kirchhof statt Katakombe der Cyriaca (S. 59) u. s. w. harren der Verbesserung.

Wir möchten allen Ernstes der Verfasserin nahe legen, in einem kurzen populären Schriftchen das Geistesleben des Klosters aus den vielen Einzelzügen herauszuarbeiten, — wobei natürlich die Schatten, die jeder menschlichen Institution anhaften, nicht fehlen dürfen, — und aus den vielen Besitzwechselln, Streitigkeiten und Unglücksfällen ein übersichtliches Bild des äußern Wirtschaftslebens zu gestalten. Daraus wird die alte Wahrheit erhellen: die beste Verteidigung der Klöster ist ihre Geschichte.

Sch w y z.

P. Fridolin Segmüller.

ERNST STAEHLIN, *Das Buch der Basler Reformation*. Basel 1929, Helbing & Lichtenhahn. 1 vol. 8°, 272 p. 12 illustrations hors texte.

Les Eglises de Bâle ville et de Bâle campagne, à l'occasion du quatrième centenaire de la Réforme dans leurs cantons, ont confié au professeur Ernst Staehlin le soin de publier le volume de la Réformation bâloise. Dans un livre de moins de 300 pages clairement imprimé, rehaussé de gravures et de tableaux reproduits avec art, l'essentiel en est condensé.

Il s'agit avant tout, nous dit le Dr. Handmann qui en a rédigé la préface, d'un ouvrage destiné au public des Eglises. Ce que fut la Réforme à Bâle, ce qu'elle y a accompli jusqu'en 1534, les Eglises bâloises tiennent à l'exposer à leurs membres, non par la voix de tel ou tel d'entr'eux, mais par la voix même de ceux qui en furent les artisans, les témoins, et même les adversaires. Ce n'est en effet qu'un choix de textes, précédés chacun d'une courte introduction, que ce volume nous livre. La méthode, pour être originale, n'en est pas moins excellente, car de ce fait le lecteur pénètre au coeur même des événements. Il prend un intérêt plus vif aux faits qui marquèrent l'histoire bâloise au début du XVIe siècle et peut, en contemplant les excellentes reproductions picturales qui sont données, revivre, par le texte et par l'image, les événements que le 400e anniversaire de la Réforme vient lui rappeler. Et cela n'est il pas le meilleur moyen de faire de l'Histoire?

Ce volume, instructif pour le lecteur profane sera également utile pour l'historien qui trouvera là des textes nettement présentés et auxquels il peut facilement recourir. Recueillis dans diverses collections dont on donne la nomenclature à la Table des Matières, leur présentation facilite les recherches auxquelles un spécialiste serait tenté de se livrer.

Document par document, le volume suit les diverses phases de la Réforme bâloise. Il s'ouvre par le discours de l'évêque Christophe von Utenheim au Synode de Bâle en 1503, pour se terminer par la Confession de foi de 1534. Entre ces deux points de départ et d'arrivée, les figures dont les noms sont attachés à l'Histoire de la Réforme à Bâle revivent devant les yeux du lecteur: Christophe von Utenheim, dont on a dit qu'il fut le plus grand évêque de la Suisse, et qui, par son action, prépare les évènements; Pellican, ci devant moine franciscain, l'un des premiers qui travaille à réformer l'Eglise; le fougueux Farel, seul représentant du mouvement français dans ce volume; Zwingli, le Réformateur de la Suisse Orientale, dont la forte personnalité eut une influence qui semble encore un peu méconnue sur l'ensemble du Protestantisme; enfin, parmi tant d'autres, et occupant la place centrale: Oecolampade. Les deux portraits qui en sont donnés aident le lecteur à se faire une idée de ce lutteur vaillant mais doux, dont la pondération ne concourut pas moins que les qualités scientifiques et organisatrices à orienter les destinées de la Réforme à Bâle.

Nous permettra t'on cependant de regretter que cet intéressant ouvrage ne s'ouvre pas par une courte introduction qui servirait de fil directeur à ceux qui le liront? Certes, le paragraphe qui précède chaque texte est utile, mais nombreux sont ceux, nous en avons l'impression, qui, ouvrant ce livre, n'en comprendront pas tout l'intérêt, faute d'un bref rappel des faits généraux dans leur enchaînement. Si solides que soient les études historiques dans les établissements scolaires, il n'en reste, à l'âge adulte que des souvenirs fragmentaires insuffisants pour servir de base à la lecture d'un tel ouvrage.

Mais ceci n'enlève rien à sa valeur, et il faut souhaiter que l'exemple donné par les Eglises de Bâle ville et de Bâle campagne soit suivi par les Eglises qui se préparent à commémorer le quatrième centenaire de la Réforme dans un avenir plus ou moins proche.

Bi è r e.

J. C o u r v o i s i e r.

Briefe und Akten zum Leben Oekolampads. Bearbeitet von Ernst Staehelin.
Bd. I 1499—1526. XVII u. 627 S., Leipzig, Heinsius Nachf., 1927.

Diese große Publikation stellt sich würdig neben die Herausgabe der Zwinglikorrespondenz oder des Briefwechsels von Melanchthon oder der Gebrüder Blarer, und daß Ernst Staehelin, dessen zahlreiche Arbeiten zu Oekolampad, Vorstudien zu der zu erwartenden Biographie, bekannt sind, für die Bearbeitung der Berufenste war, leidet keinen Zweifel. Erfreulich weit ist der Rahmen gespannt worden: Briefwechsel (wobei die in der Zwinglikorrespondenz gedruckten Stücke mit Recht nur in Regest gegeben werden), Widmungen, Vorreden, Einleitungen, Nachworte zu den Schriften, die von ihm stammen oder an denen er beteiligt ist, Dokumente, zeitgenössische Berichte etc., die über ihn Auskunft geben (hier

wird Regest bei den von E. Dürr in seinen Reformationsakten abgedruckten Stücken geboten). Chronologische Folge gebot sich von selbst. Nicht frei von Willkür ist der Nachweis bzw. Nicht-Nachweis der Bibelstellen; wo liegt der Maßstab dafür, daß «bei einer Anspielung anzunehmen war, daß sie ohne den Nachweis nicht allgemein verstanden werden könnte»? Es stimmt auch nicht ganz, daß «wirkliche Zitate» nachgewiesen seien; z. B. S. 14, Z. 3 f. liegt ein «wirkliches» Zitat von Mt. 4, 4 vor, ebenso S. 162, Z. 2 v. u. Gal. 1, 10 vgl. S. 364, Z. 18 im Briefe an Pirkheimer, oder S. 368, Z. 6 v. u. Joh. 10, 12, S. 405, Z. 14, 2. Tim. 2, 19 u. ö. Für den zu erwartenden zweiten Band ist dringend wünschbar ein Zeilenzähler; kann aus Rücksicht auf die Kosten eine Skala nicht am Rande des Textes angebracht werden, so sollte dem Bande ein Zeilenzähler beigegeben werden, den man jeweilig an der betreffenden Seite anlegen kann, wie das z. B. bei der von O. Clemen herausgegebenen Melanchthonkorrespondenz geschah; jetzt ist das Zitieren unnötig erschwert. Auf die in solchen Fällen stets sehr schwierigen Anmerkungen hat Staehelin sehr große, aber auch erfolgreiche Mühe verwendet und dieselben auch im Register mit Recht mitberücksichtigt (anders als Clemen, a. a. O.). Der Text ist korrekt gedruckt, so gewiß bei so großem Werke kleine Versehen unvermeidbar sind. Ich notiere: S. 87, Z. 18 doch wohl: dubito, S. 114, Z. 16: amputavimus, S. 129, Z. 19 doch wohl: Neocesariensi, S. 166, Z. 5 in Nr. 118: salutem, S. 180, Z. 9 in Nr. 127 gehört ein Komma hinter proferre, umgekehrt ist S. 183, Z. 7 das Komma hinter praescriptis zu streichen, S. 234, Z. 3 v. u. salutem, S. 275, Z. 11: circumducenda, Z. 23 infractumque, S. 311, Z. 19 lies erudire, S. 337, Z. 1 v. u. lies usui, S. 340, Z. 18 voluimus, S. 343, Z. 15 convenire, S. 437, Z. 24 quam, S. 438, Z. 13 ist «noch» = dennoch richtig, Zwingli z. B. ganz geläufig, S. 218, Z. 15 wird zu lesen sein: De Catholico = das bekannte Lexikon Catholicon, es ist ja im Zusammenhange von Büchern die Rede.

Des unbekanntes Materiales ist nicht allzu viel, aber es wird jetzt auch kaum noch Neues hinzukommen, man hat in Staehelins Bande Alles beisammen. Neu sind einige Stücke aus dem Universitätsarchiv, dann die dem Würzburger bischöflichen Archiv entnommene Urkunde über die Stiftung der Weinsberger Prädikatur für Oekolampad und seine Bestätigung durch den Bischof Lorenz von Bibra, ein Brief Pirkheimers an Oekolampad 1517 (?), die Urkunde über Oekolampads Aufnahme in die Bruderschaft der Benefiziaten der Weinsberger Stadtkirche, seine Predigt «De vero gaudio in die Paschae», ein Brief an Bruno Amerbach 1518 (?), Akten zu seiner Berufung zum Augsburger Domprediger, zwei Briefe an Kaspar Amman 1519, Bericht des Petrus Mosellanus über die angebliche Ernennung Oekolampads zum Chorherrn in Würzburg, Einträge über seine Entlassung als Domprediger zu Augsburg, ein Brief an Hedio von der Ebernburg 1522, Briefe Capitos an Oekolampad 1523, 1525 und 1526,

ein Bericht Cratanders über eine Reise Oekolampads 1524, ein Brief Oekolampads an Capito 1524, an Bonifacius Wolfhart 1525, ein Brief von Jak. Strauß an Oekolampad 1525, von Nikolaus Thomae an Oekolampads Famulus Konrad Hubert 1526. Das wertvollste neue Aktenstück dürfte das aus dem Straßburger Stadtarchiv mitgeteilte Konzept zu dem Antrag Oekolampads sein, die Disputation, statt in Baden, andernorts abzuhalten (Nr. 360); allem Anschein nach handelt es sich um einen regelrechten Sabotageversuch (vgl. S. 507, 509, 522). Endlich sei noch erwähnt der Brief des Georg Weiß an Oekolampad 1526.

Die Ausmünzung des reichen Materials wird hoffentlich Stachelin selbst in der geplanten Oekolampadbiographie übernehmen. Einen kleinen praegustus bietet die an den Schluß gesetzte Untersuchung der Entstehung des Namens Oecolampadius, die einen langen Streit beendet. Der ursprüngliche Name ist Huszgen (noch heute: Hüsgen), gesprochen, weich: Husz-chen, Heus-chin, Huss-chin; daraus wird Hus-schin, daraus Oekolampad.

Heidelberg.

W. Köhler.

Les Actes de la Dispute de Lausanne 1536. Publiés intégralement d'après le manuscrit de Berne par Arthur Piaget (Mémoires de l'Université de Neuchâtel, tome VI), Neuchâtel, 1928 — XXIX et 551 pages (avec les tables).

Il y a, dans la publication, en 1928, de ce document important, une double coïncidence qui la rend particulièrement opportune. D'une part c'est, avec le jubilé de la Dispute de Berne, l'année 1928 qui inaugure la série des commémorations séculaires des grandes dates de la Réforme pour la Suisse occidentale; or à ceux qui voudront en profiter pour mieux comprendre la portée morale et religieuse de cette grande transformation, et avec quelle passion et quel enthousiasme les protagonistes de la Réforme ont combattu le « papisme », ces Actes fourniront une précieuse documentation. D'autre part quelques semaines seulement avant ce volume a paru le premier tome de *l'Histoire de l'Eglise réformée du Pays de Vaud sous le Régime Bernois*, dû à la plume du regretté Henri Vuilleumier de Lausanne; or, comme le texte publié par M. Piaget se présente sans introduction historique générale situant la Dispute de Lausanne dans le mouvement moral et intellectuel de ces années décisives, l'ouvrage de Vuilleumier, et en particulier son chapitre sur *la Conquête bernoise et la Dispute de Lausanne*, constitue un cadre tout-à-fait approprié au texte en question; et la réciproque est vraie aussi: quelque soin qu'ait apporté l'historien à raconter le fameux débat entre protestants et catholiques, à en indiquer l'esprit et à en analyser la substance, il suffit de parcourir ces Actes pour y découvrir des richesses qu'aucun résumé ne révélera jamais. Sur les procédés de polémique des réformateurs, et sur ceux des catholiques; sur les méthodes exégétiques des deux camps;

sur la clairvoyance, et même la prudence de Calvin dans l'emploi des textes bibliques comme base de la croyance; sur la confiance des réformateurs en la valeur de leur cause et en la supériorité de leur position doctrinale; sur la pression qu'ils s'efforçaient d'exercer sur les nouveaux maîtres du pays de Vaud, les incitant à en accomplir, sans tarder et sans fléchir, la « réforme »; sur leur étonnante culture théologique, aussi bien biblique qu'historique; sur l'art oratoire; sur la langue elle-même, etc. etc.: sur tout cela, les Actes de la Dispute de Lausanne sont d'une incomparable richesse, et le lecteur de l'ouvrage de Vuilleumier y trouvera de quoi compléter et vivifier son information.

On peut cependant s'étonner que ce compte-rendu manuscrit, vraisemblablement destiné par les autorités bernoises à être publié afin d'étendre sur tout le pays welche l'action salutaire de la Dispute, et à cet effet collationné et élaboré avec grand soin — Viret lui-même fut chargé d'en mettre au net les minutes — ait attendu près de quatre-cents ans dans les Archives de Berne l'heure de sa publication; on en éprouverait même quelque honte si l'on n'avait pas encore plus envie de se féliciter de ce que la publication en ait été entreprise et menée à chef par un savant de la compétence de M. Piaget.

En effet nul ne possède plus à fond que lui la connaissance de la langue et de la littérature du XVII^e siècle, de sorte que le texte qu'il nous offre se présente avec les plus hautes garanties d'exactitude souhaitables, et accompagné de tout ce qui pouvait en rendre l'étude plus fructueuse aussi bien à l'historien de la langue qu'à l'historien tout court. Voyons rapidement les diverses parties de cette publication.

L'Avant-Propos, qui n'a rien, encore une fois, d'une introduction historique, se contente d'examiner les origines et l'état du texte et d'en raconter l'élaboration très soignée; M. Piaget en prend occasion cependant pour discuter un problème bibliographique concernant des traités de polémique dûs à la plume de deux des champions de la Réforme à la Dispute, Antoine Marcourt et Pierre Viret, et pour en proposer, avec l'habileté de critique qu'on lui connaît, des solutions nouvelles, auxquelles il paraît difficile de ne pas se ranger.

Le texte lui-même des Actes remplit quatre-cent-vingt-quatre pages, sans compter quelques fac-similés reproduits en hors-texte. Comme il ne peut être question d'en détailler ici l'intérêt philologique ou historique, je noterai seulement que l'excellent état du manuscrit a permis de le publier presque sans retouches; quelques graphies fautives, dûes manifestement au copiste, qui auraient pu gêner le lecteur, ont été seules corrigées, du reste avec indication de la leçon du manuscrit; pour les passages obscurs, où l'erreur était moins évidente, l'éditeur a préféré les laisser tels quels, quitte à en proposer une leçon meilleure dans l'Avant-Propos. Il faut cependant constater que l'accord n'est pas encore fait sur l'orthographe exacte des noms de quelques-uns des personnages qui ont figuré dans la

Dispute, et que la lecture qu'en a faite M. Piaget n'est pas la même que celle d'un autre habitué des textes du XVIe, qui a sans doute lu et relu le texte de la Dispute, l'historien Vuilleumier. Ainsi M. Piaget donne de Petrus Gironus, chancelier de l'Etat de Berne, les cinq graphies Ziro, Zyro, Girod, Giroud (à moins que ce soit une faute d'impression pour Giraud?) et Giron (p. 491), tandis que Vuilleumier, qui l'orthographe habituellement Zyro, dit que son vrai nom était Giraud; et à la page 531, M. Piaget observe « que la forme Tandy — nom de l'un des orateurs catholiques — sans aucune doute, se lit dans le manuscrit de la Dispute », alors que Vuilleumier affirme que son nom était « Candy ou Caudy, mais non Tandy, comme l'écrivit Ruchat ». Personne du reste ne conclura de ces divergences à la faillite de la science historique.

A la suite du texte vient le *Rôle des gens d'Eglise du Pays de Vaud, du Pays de Gex, du Chablais, cités à la Dispute de Lausanne*, manuscrit contemporain de la Dispute, dont on n'avait jusqu'ici publié qu'un petit fragment; on trouvera là, sans autres notes que quelques références bibliographiques et quelques explications de mots et de noms, trop parcimonieuses à mon gré, la liste d'environ trois cents noms d'ecclésiastiques.

Mais c'est surtout le *Répertoire alphabétique des noms et des matières* qui mérite une mention spéciale. Outre tous les noms de personnes et de lieux figurant dans le texte, cet index contient une analyse très détaillée des Actes, par ordre de sujets, qui en facilite infiniment la consultation; et non seulement la facilite, mais l'enrichit, car l'auteur en a profité pour mettre à la disposition des lecteurs un peu de son inépuisable érudition en ce qui touche aux écrits des réformateurs, comme en beaucoup d'autres choses encore: citant certains textes de l'antiquité païenne ou des Pères de l'Eglise auxquels les orateurs avaient fait allusion, rapprochant de certaines paroles ou de certains arguments des passages de divers écrits de l'époque, donnant toutes références bibliographiques utiles, il a accumulé dans ce répertoire de près de cent pages une abondante moisson de renseignements soit historiques, soit théologiques, soit biographiques, de première valeur; pour tous ceux qui voudront s'éclairer sur la polémique religieuse de cette époque et connaître la pensée des réformateurs sur une multitude de sujets, cette table constituera un guide précieux.

Une table des *Passages de la Bible allégués au cours de la Dispute* et un *Glossaire* de près de cent-cinquante mots un peu obscurs complètent ces annexes.

L'importance de ce texte, et par conséquent l'utilité de sa publication, sont si grandes, qu'il convient de remercier très vivement M. Piaget du travail considérable qu'il s'est imposé pour nous l'offrir, et l'Université de Neuchâtel d'en avoir fait l'un des volumes de ses Mémoires.

La Clochette s. Lausanne.

D. Lasserre.

WALTHER KÖHLER, *Zwingli und Bern*. 48 S. Tübingen, J. C. B. Mohr (P. Siebeck) 1928.

Prof. W. Köhler hat zum Berner Reformationsjubiläum in eigen feiner Art als Gruß aus Zürich einen Beitrag geliefert: *Zwingli und Bern*. Dabei notiert nicht nur der Geschichtsforscher die verschiedenen Hauptdaten dieser Beziehung und weiß sie in lebendiger, quellenbelegter Darstellung zu schildern, sondern immer deutlicher arbeitet der Geschichtsgelehrte die verschiedene Linienführung der Berner- und der Zürcherreformation heraus. Verschiedene Charakteranlage (Die Zürcher sîen ze hitzig ... die Berner sîen ze witzig) (Anshelm) erklärt manches. Auch der politische Gegensatz: in Zürich herrscht Zwingli. In Bern redet alles mit. Wenn Zürich auf die Innerschweiz sah, so schaute Bern vor allem nach Westen. Zürich denkt europäisch-protestantisch. Bern will vor allem nicht von den «eidgenössischen Bünden» lassen. Zwingli ist für den Angriff. Bern billigt nur den Abwehrkrieg. Diese verschiedene Haltung hat ihre Ursache endlich in verschiedenem Ethos und verschiedener Weltanschauung. Niklaus Manuel spricht sie 3. Juni 1529 vor dem Zürcher Rate aus: «Wahrlich mit Spieß und Hellebarde können wir nicht den Glauben in die Herzen pflanzen». Bern hat das Evangelium nicht umsonst zuerst in lutherischer Fassung gehört: Es ist ihm immer mehr etwas Innerliches geblieben, etwas, das nicht mit «Politik» und «Welt» vermengt werden darf. Zwingli — auch er aus Religion — geht weiter. «Die konservativen Berner halten am Frühling der Reformation fest, ... der Zürcher tritt in die Sommerreife über».

Eine feine, reife Frucht ist auch diese Festgabe des früheren Zürchergelehrten an Bern.

B e r n.

O. E. S t r a ß e r.

GUSTAV ANRICH, *Straßburg und die Calvinische Kirchenverfassung*. Universität Tübingen, Nr. 25, 12—31. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1928.

In dieser anfangs Mai 1928 an der Universität Tübingen gehaltenen Rektoratsrede führt Prof. Dr. Gustav Anrich die seinerzeit besonders von Alfred Erichson («Die calvinische und die altstraßburgische Gottesdienstordnung», 1899) und August Lang («Der Evangelienkommentar Martin Bucers», 1900) aufgestellte Hypothese weiter, wonach Calvin in manchen Stücken, so z. B. für die Gottesdienstordnung und nun auch für die Kirchenverfassung bei den Straßburger Theologen, vor allem bei Bucer, starke Anleihen gemacht hat. Es wird gezeigt, wie bei Calvins erstem Genfer Aufenthalt in der Eingabe Farels und Calvins vom Januar 1537 zwar die Forderung kirchlicher Sittenzucht erhoben wird. Davon steht auch etwas in der Institutio von 1536 und 1539. Aber erst bei der Rückkehr aus Straßburg 1541, in den berühmten Ordonnances ecclésiastiques, findet sich die ausgestaltete Kirchenorganisation mit dem vierfachen Kirchenamt der Pastoren, Doctoren, Ältesten und Diaconen, ent-

steht die Vénérable Compagnie und das Consistorie, entsprechend ganz ähnlichen Bucer'schen Forderungen, die er seit 1533 immer dringlicher erhoben hatte.

Was in Straßburg z. T. aber nur Postulat blieb, hat Calvin in Genf, begünstigt durch besondere Umstände und mit seiner Energie eingeführt. Mit Recht betont Anrich aber den theokratisch-aristokratischen Zug der calvinischen Kirchenverfassung, von der unsere, auf parlamentarisch-demokratischen Grundlagen aufgebauten, modern protestantischen Kirchenstatute nur indirekt herzuleiten sind. Die für die Entstehungsgeschichte des Calvinismus bedeutsame Rektoratsrede wird erweitert und mit Belegen noch separat erscheinen.

O. E. Straßer.

Bern.

HUBERT SCHIEL, *Geeint in Christo Bischof Sailer und Christian Adam Dann, ein Erwecker christlichen Lebens in Württemberg*. Schwäbisch-Gmünd, 1928. Hermann Aupperle. 96 S.

Diese kleine Schrift verdient in dieser Zeitschrift eine kurze Anzeige, weil es sich in ihr z. T. um Johann Caspar Lavater handelt, der neben Sailer als Korrespondent des Pfarrers Dann erscheint. Aus der Zentralbibliothek Zürich werden einige Lavaterbriefe mitgeteilt. Sind sie sehr persönlich gehalten, Trostschriften an eine gequälte, stark gehemmte Seele, so ist es nicht schwer, ihnen grundsätzliche Bedeutung zu geben: sie sind wichtig für das Problem «Lavater und der Pietismus». Dabei zeigt sich, daß der Zürcher bei aller Schrulligkeit doch ein gesundes religiöses Empfinden, einen sicheren psychologischen Treffblick besitzt und das Herz auf dem rechten Fleck hat. Die Briefe erstrecken sich über die Jahre 1788 bis 1800, Lavater hat es mit einem durch allerlei Gelübde sich selbst bindenden, ganz und gar unselbständigen und religiös ungesunden Manne zu tun, dem er mit aller Energie zuruft: «Weg mit allen künstlichen Selbstbelästigungen, froh sein ist Zweck der Tugend und Religion, der Vernünftige kann nicht halten, was der Unsinnige versprach». Und wenn, wie in der Regel, in die pietistische Selbstquälerei auch das Sexualmoment als religiöse Sinnlichkeit hineinspielt, so schreibt ihm Lavater: «Lasse Gott sie Ihres Weibes froh sein, und genießen Sie, was Gott geschaffen hat!» Für die Problematik der Gelübde und Ehe bietet die Korrespondenz manchen feinen Gedanken. Er wird ergänzt durch die Briefe des Lavater geistig verwandten Bischof Sailer, während der Pfarrer Dann ein unglückseliges Bild bietet. Die Schrift ist mit einem ausgezeichneten Porträt Sailers und einem Bilde von Dann geziert.

Heidelberg.

W. Köhler.

HANS DOMMANN, *Die Kirchenpolitik im ersten Jahrzehnt des neuen Bistums Basel (1828 – 1838)*. Luzern, 1929, Kommissionsverlag Räder & Co. 179 Seiten.

Der durch mannigfaltige Studien zur Luzerner Geschichte bekannte Verfasser hat sich hier speziell der Erforschung der Kirchenpolitik zu-

gewandt. Seine bereits in der Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte, Band XXII und XXIII, erschienenen Artikel über die Basler Bistumsgeschichte hat er nun auch in Buchform herausgegeben, wofür ihm die Schweizer Historiker zweifellos Dank wissen werden. Der hievorige angeführte Titel des Buches wird allerdings etwas eingeschränkt durch den Untertitel: «Nach Briefen des Bischofs Jos. Anton Salzmann, des Schultheißen Jos. Karl Amrhyn und anderer». In der Tat ist die Korrespondenz Salzmann/Amrhyn die Hauptquelle des Verfassers; weniger ausführlich dargestellt ist daher die Kirchenpolitik anderer staatlicher oder geistlicher Vertreter, etwa der liberalen Brüder Pfyffer, der Nuntiatur, der Kantonsregierungen außer Luzern, u. s. w. Doch ist auch die Beschränkung auf die beiden genannten Korrespondenten schon äußerst ergiebig; denn der erste Bischof der 1828 reorganisierten Basler Diözese, der Luzerner Buchhändlerssohn Salzmann, hat sich über alle wichtigen Fragen der Kirchenpolitik gerne mit seinem politischen Ratgeber Amrhyn ausgesprochen. Wir lernen aus dem vorliegenden Buche vor allem diese beiden Männer kennen und gewinnen an Hand des Verfassers eine zuverlässige Charakteristik der beiden, wenigstens über ihr Verhalten in jenem Jahrzehnt. Und beide Männer werden einem dabei einigermaßen sympathisch; denn beide waren selbständige Köpfe, die nicht ohne weiteres mit dem Zeitstrom oder mit ihrer Partei mitliefen. Der Schultheiß war ein liberal-aristokratischer und liberal-katholischer Staatsmann, der zwar die Badener Konferenzartikel noch verteidigte, aber vor extrem-liberalen oder gar radikalen Neuerungen zurückscheute. Nach dem klerikal-demokratischen Umschwung von 1841 trat er von der politischen Schaubühne ab. Der Verfasser sagt etwas zurückhaltend, an einer «gewissen persönlichen Religiosität» sei bei ihm nicht zu zweifeln gewesen. Im Mittelpunkt des Werkes steht aber weniger Amrhyn, als der Bischof, dessen Porträt auch den Titel ziert. Salzmann macht einem aus diesem Buche den Eindruck einer tragischen Figur. Obwohl bei seiner Wahl Kandidat der römischen Kurie, die in ihm vielleicht ein gefügiges und schwächliches Werkzeug der Nuntiatur erhoffte, trat er bald in Gegensatz zur römischen Richtung; er fühlte sich nicht nur dem Papste untertan, sondern auch den Kantonsregierungen durch seinen Staatseid verbunden. Er sucht daher stets die Gegensätze zu vermitteln. Der Verfasser zeigt uns dies an einer Reihe von Konflikten, die sich im ersten Jahrzehnt seines Episkopats abspielten. Gegenüber den Badener Konferenzartikeln trat er allerdings mit Entschiedenheit auf; aber in allerlei kleinern, wenn auch prinzipiellen Fällen zeigte er sich nachgiebig, nach der Auffassung mancher romtreuer Katholiken (auch Segessers) sogar schwach. Immerhin brachte er den Mut auf, die wiederholten Maßregelungen durch Rom in Kauf zu nehmen (vgl. die Breven im Anhang). Der Verfasser geht den einzelnen Konflikten mit Eifer nach, oft etwas breit und allzu ausführlich die Briefsteller selbst reden lassend. Aber der Schweizerhistoriker mag daraus erkennen,

wie wichtig für die Jahrzehnte zwischen 1830 und 1850 die Kirchengeschichte (und das Kirchenrecht) ist. Die Darstellungsart des Verfassers entspricht durchaus wissenschaftlichen Anforderungen. Er ist mit eigenem Urteil zwar eher zurückhaltend, zeigt aber in diesen heiklen Konflikts- und Parteifragen eine sorgfältige, objektive Ausdrucksweise und feinen Takt. Im ersten Bistumsjahrzehnt finden wir bloß das Vorspiel zu den großen kirchenpolitischen Auseinandersetzungen der Vierzigerjahre. Es wäre dringend zu wünschen, daß der Verfasser uns in ebenso vorsichtiger Darstellungsart eine Fortsetzung schenken würde, welche auch den Rest des Salzmann'schen Episkopats umfaßte (bis 1854); dann könnte man sich auch ein Gesamturteil bilden über diesen auch von den Gegnern geachteten Kirchenfürsten und daneben wohl allerlei Wichtiges zur eidgenössischen politischen Geschichte erfahren.

B a s e l.

E d. H i s.

Über das Verfahren bei der Nomination auf Bischofsstühle von ULRICH STUTZ. Berlin, 1928, Verlag der Akademie der Wissenschaften (in Komm. bei Walter de Gruyter & Cie.).

La petite brochure de 20 pages du prof. U. Stutz traite de la procédure en matière de nomination des évêques.

Quoique l'auteur n'en dise absolument rien, il est fort probable que l'occasion de la monographie lui a été donnée par les négociations entre le gouvernement prussien et le St. Siège en vue de la conclusion d'un concordat — qui vient effectivement d'être ratifié et publié — pour régler la situation juridique de l'Eglise catholique en Prusse. Un des points de discussion a été précisément celui de la nomination des évêques catholiques. Personne n'ignore que le prof. Stutz, quoique d'origine zurichoise¹, a été, peut-on dire, le canoniste attitré de Guillaume II et, après la chute de l'empire allemand, a conservé une grande influence à Berlin. A noter en outre que le prof. Stutz a déjà publié, il y a exactement vingt ans, un autre travail sur les nominations épiscopales: *Der neueste Stand des deutschen Bischofswahlrechts*.

Le titre de la présente monographie est général. En réalité, la publication est un travail historico-juridique dans un cadre très limité au point de vue du temps et du territoire. Après une courte exposition des règles suivies depuis le milieu du XV s., l'auteur examine la question de la procédure suivie lors des nominations dans les pays de langue allemande et dans le cours du XIX s. (pag. 6—20). S'il parle des règles suivies en France, il ne le fait qu'à titre comparatif.

¹ Stutz Ulrich, né à Zurich le 5 mai 1868; Professeur à l'Université de Bâle 1896, de Fribourg en Br. 1896—1904, de Bonn 1904—1919 et dès 1919 de Berlin. Auteur de plusieurs ouvrages de droit ecclésiastiques. Il rédige depuis 1897 la *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte*, et publie depuis 1902 les *Kirchenrechtliche Abhandlungen*.

Le travail est fort intéressant, non pas précisément pour ce qu'il contient sur les concordats de la Bavière de 1817 et de l'Autriche de 1855 — conventions fort connues —, mais pour l'utilisation que le prof. Stutz a faite de deux publications de toute première importance tirées des archives d'état de Munich et de Vienne, savoir: Max von Hussarek, *Zum Tatbestande des landesfürstlichen Nominations- und Bestätigungsrechts für Bistümer in Österreich 1848—1918* et Mgr. Anton Scharnagl, *Das königliche Nominationsrecht für die Bistümer in Bayern 1817—1918*.

L'auteur constate qu'au cours du XIX s. on ne rencontre pas les actes arbitraires et violents de la part des gouvernements de l'époque de la renaissance; ce que l'on peut admettre, tout en exceptant cependant la triste période du Kulturkampf, où des tentatives de ce genre furent faites en Prusse. En outre, si l'on se place au point de vue des intérêts religieux — qui sont les seuls vraiment déterminants dans cette matière — on ne peut accepter qu'avec réserve l'affirmation de M. Stutz que le système de la participation des gouvernements aux nominations épiscopales s'est trouvé préférable à la libre nomination par le St. Siège. L'auteur constate, en outre, avec raison, que le droit des gouvernements au sujet des nominations épiscopales est près de disparaître; il s'appuie, pour arriver à cette conclusion, sur les concordats les plus récents: Lettonie 30 mai 1922, Bavière 29 mars 1924, Pologne 10 février 1925, Lithuanie 27 septembre 1927, Tchécoslovaquie 2 février 1928, Portugal - Indes 15 avril 1928.

Fribourg.

Celestino Trezzini.

SAMUEL VOELLMY, *Daniel Girtanner von St. Gallen, Ulrich Bräker aus dem Toggenburg und ihr Freundeskreis*. Basel.

Der Verfasser ergänzt mit diesem Buch seine vor ein paar Jahren veröffentlichte Schrift «Ulrich Bräker, ein Kultur- und Charakterbild aus der 2. Hälfte des XVIII. Jahrhunderts», indem er den religiösen Wandlungen des «armen Toggenburgers» nachgeht und ihn in das richtige Milieu und in den richtigen Freundeskreis stellt. In diesem Freundeskreis aber ist der Bankherr Dan. Girtanner die uns durch seine Tagebücher am intimsten bekannte Persönlichkeit, bei der ungefähr alle Fäden des damaligen geistigen Lebens der Stadt St. Gallen zusammenlaufen. So wächst aus der Bräker-Biographie eine solche des Dan. Girtanner heraus, und zugleich bekommen wir ein sympathisches Bild des st. gallischen Geisteslebens am Ende des Jahrhunderts. Der Verfasser hat an seinem ursprünglichen Plan insofern festgehalten, als er mit dem Tode Bräkers 1798 auch die Girtanner-Biographie abbrechen läßt, wozu in der Sache selbst kein Grund vorhanden war. Wir möchten den Wunsch aussprechen, daß er seine Skizze von Girtanners Leben bis zu dessen Tod im Jahre 1844 fortsetzen möchte; es würde sich gewiß reichlich lohnen. Übrigens hat schon der katholische Geschichtsschreiber des Kantons St. Gallen.

Baumgartner, einen ganz spärlichen Gebrauch von Girtanners Tagebüchern gemacht, womit aber das Verdienst Voellmys in keiner Weise beeinträchtigt werden soll.

Der st. gallische Bankherr Daniel Girtanner hat seine Bildung im Seminar von Haldenstein und nachher im Bankgeschäft seines Vaters gewonnen. Inwieweit Haldenstein schon in seinen Anfängen moderne Aufklärung vermittelte, können wir leider nicht erkennen; es scheint schon damals in aufklärerischem Sinn auf Girtanner gewirkt zu haben. Seine religiöse und geistige Entwicklung verlief von Anfang an harmonisch und entbehrte des schroffen religiösen Konfliktes, während dagegen der junge Bräker vor und nach seinem ausländischen Erlebnis tief in den Pietismus geriet und erst durch eine geistige Revolution ein Mensch im Sinne der Aufklärung wurde. Immerhin stehen beide unter dem gleichen Hauptfaktor ihrer Zeit, der neuen Aufklärungsliteratur, deren Geist sie mächtig ergriff. Verwandte Denk- und Empfindungsweise mußte den um 22 Jahre ältern Toggenburger mit dem St. Galler zusammenführen, ziemlich spät in beider Leben, da Bräkers Schwenkung schon in die Mitte der siebziger Jahre fällt, seine Freundschaft mit Girtanner aber nicht älter ist als das Jahr 1792. Ihre Begegnung war für beide gleich wertvoll; keiner war ausschließlich der Gebende oder der Empfangende. Bräker genoß intensiver das Glück der Intuition und des warmen Gefühls, während Girtanner die neuen Eindrücke mit seiner Reflexion verarbeitete. Die beiden Männer lebten in den gleichen Idealen, in der Religion, der Natur, der Vorsehung und Humanität. Ich finde, daß es ihnen zur Ehre gereicht, den Weg in diese Welt der Ideale gefunden zu haben.

Die Welt, in der sie lebten, war einesteils der Individualismus der Aufklärung, mit seinem Rückzug auf sich selbst, mit seiner beständigen Selbstbeobachtung und Selbstprüfung und seinem leuchtenden Ziel einer Selbstvervollkommnung, worin dann alle Glückseligkeit liegen würde, und andernteils der Trieb zur Geselligkeit, zu Vereinsbildungen, da die von den gleichen Idealen Erfassten sich zusammenfinden sollten im gleichen Geist der neuen Zeit und in edler Philanthropie. Wie bezeichnend ist nur schon die eine Tatsache, daß eine Rigitour von ein paar St. Gallern im Jahre 1787 den Anlaß gibt zur Gründung einer Rigigesellschaft und zu dem dreibändigen Werk des Gregorius Grob von Lichtensteig «Der Schweizer auf dem Rigiberg».

Es war eine schöne und verheißungsvolle Zeit, da warme Freundschaft Städter und Landschäftler, Protestanten und Katholiken in edeln Vereinigungen miteinander verband. Voellmy gibt uns auf Grund von Girtanners Tagebüchern und der noch erhaltenen Vereinsprotokolle ein anschauliches Bild vom st. gallischen Vereinsleben. Wir lernen die Gesellschaft der «Freunde des Guten» kennen, präsiert von einem geistvollen Arzt Dr. Kaspar Wetter seit 1778, ferner die Literarische Gesellschaft 1789 von Girtanner gegründet, die schon erwähnte Rigigesell-

schaft und alle möglichen musikalischen und militärischen Vereinigungen. Sie hatten freilich meistens ihre herrliche Gründungsperiode, der dann nur zu bald die Zeit des sinkenden Enthusiasmus folgte. Anlässe zu Spannungen und Gegensätzen waren von Anfang vorhanden und vermehrten sich mit der Zeit. Zwar der Gegensatz von altem und neuem Christentum blieb ihnen erspart, weil dadurch wohl das Familienleben — bei Bräker wie bei Girtanner konnten sich Frau und Mann in diesem Punkt nicht verstehen —, aber nicht das Vereinsleben betroffen wurde. Dagegen kam es zum Bruch zwischen Girtanner und dem Katholiken Anton Sulzer, der an jenem die rechte Christlichkeit vermißte. Der Luzerner Thaddäus Müller schien die christliche Religion besser mit seinem Vernunftglauben in Einklang bringen zu können; aber auch er sprach dem von ihm hoch geschätzten Kant das Christentum ab, schwerlich mit Girtanners Gutheißen. Am tiefsten regte das politische Auseinanderstreben die St. Galler- und Toggenburgerfreunde auf. Da stehen sich auf einmal die Toggenburger Grob und Ambühl und der st. gallische Städter Girtanner, diese frühern guten Freunde, verständnislos gegenüber; die einen sehen in der kommenden Revolution gerade die Mittel zur Verwirklichung ihrer Ideale, während Girtanner vor allem Terror Abscheu empfindet und den Sieg der Revolution dazu benützt, sich von der ganzen Tagespolitik zurückzuziehen, freilich mit der Begründung, sein Bankgeschäft brauche ihn gerade jetzt notwendig für die leitende Stellung. Das scheint uns sehr egoistisch, ist aber aus Girtanners Lebenslauf verständlich: er war tatsächlich eben jetzt zum ersten Mal nach Jahrzehnten peinvollen Wartens an die leitende Stelle vorgerückt, für die er nötiger war als für die politischen Wahlen. Aber gerade dieser Mißton erfordert eine Fortsetzung von Voellmys Werk, dem der Schreiber dieser Zeilen sich besonders verpflichtet fühlt, da Voellmy in diesem ganzen Buch eine bemerkenswerte Lücke in meinem Buch «Der schweizerische Protestantismus im 18. Jahrhundert» ausfüllt. Es sei ihm dafür mein spezieller Dank ausgesprochen.

B a s e l.

P a u l W e r n l e.